



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kröger, Timm: Litterarische Rücksichtslosigkeiten eines Hagestolzen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Litterarische Rücksichtslosigkeiten eines Hagestolzen



ein Freund Gerfried H zigig hat ein Amt, mit dem ein Titel von sieben Silben und soviel Gehalt verbunden ist, wie er als Junggeselle braucht. Seine Liebe zu den amtlichen Geschäften entspricht seinem Range; tiefer geht die Liebe zur schönen Litteratur. Wenn ihm ein freier Tag geschenkt wird, so finde ich die etwas kurz geratne Gestalt auf das Sofa hingestreckt, in der Hand einen seiner Lieblingschriftsteller, wozu der kritische und wählerische Mann sehr wenige ernennt.

Ein ungestümes Temperament ist allen H zigigs eigen. In dieser Selbsterkenntnis gab ihm sein Alter in der heiligen Taufe den Namen Gerfried. Das sollte der Wegweiser sein, seinen natürlichen Charakter zu formen und zu bessern. Der wohlgerüstete Kämpfer, der in dem Bewußtsein seiner Stärke den Frieden liebt und pflegt, war das Ideal, dem sein Sohn dereinst auf seinem Lebenswege zustreben sollte.

Welche Entwicklung Gerfried genommen haben würde, wenn ihm der Vater diesen Fingerzeig nicht erteilt, ihn vielleicht gar auf den Namen „Gerbald“ getauft hätte, das gehört dem Gebiet der freien Vermutung an. Ich kann nur feststellen, daß der Gerfried den H zigig nicht überwuchert hat, daß die Vorbedeutung des Taufnamens nicht stark genug gewesen ist, ihn der Gemeinde der Friedseligen ganz einzuverleiben, denn auch in dem Wesen dieses H zigig liegt etwas von der alten Unerbittlichkeit und Rücksichtslosigkeit. Und bei Gerfried ist sie ganz besonders gegen das Geschlecht der Weiber gerichtet. Das Geheimnis der Frauenseele ist für ihn siebenfach versiegelt, zumal über die Litteratur seiner Menschenschwestern urteilt er abfällig, und von dem Weib an sich hält er nicht viel. Das heißt: dies alles so in thesi und im allgemeinen. Im Einzelfall ist er zu Zugeständnissen geneigt. Vor seiner Schwester Elsa, einer lieben, allen Familienüberlieferungen zuwider weichherzigen alten Jungfer, die ihm den Hausstand führt, hegt er sogar eine unbegrenzte Hochachtung.

Es war vor Jahren an einem Fastnachtmittwoch. Die Sitzung ist ausgefallen, also liegt Gerfried auf dem Sofa und liest — so dachte ich und beschloß, mit ihm über seinen neusten Liebling zu plaudern. Aber Gerfried lag nicht auf dem Sofa, er ging mit einer gewissen Erregung in seiner Stube auf und ab, ein zerknülltes Zeitungsblatt in den kleinen, wohlgenährten Händen.

Und er machte mich zum Mitwisser seines Unmuts. Du kennst meine Grundsätze, sagte er, niemals lese ich Zeitungsgeschichten unter dem Strich. Muß mich der Böse verführen, heute eine Ausnahme zu machen, als mir Elsa zu dem Morgenkaffee die üblichen Heißweden des Aschermittwochs und die Morgenzeitung auf den Tisch legt. Die Heißweden habe ich ganz gut vertragen, an der Geschichte aber habe ich mir den Magen verdorben.

Hestig schlug er auf das arme Blatt —

Nein so eine Geschichte, oder vielmehr diese Sorte von Geschichten! Vielleicht ist die Skizze nicht schlechter als der Durchschnitt aller Weibererzählungen, vielleicht gar ein ausgezeichnetes Exemplar ihrer typischen Eigentümlichkeiten. Ich kann mir aber nicht helfen, sie macht mich unwohl und zornig. Sieh selbst. „Aschermittwoch“ ist sie betitelt. Sie gehört zu den Erzählungen, die, wie es scheint, auf Vorrat gearbeitet werden und an bekannten Stich- und Merktagen unter die Zeitungswalze gelangen.

Und nun gab mir der kleine Mann, vorlesend und erklärend, ein Bild von der Novelle.

Erlaube, daß ich dir meine Ansicht auseinandersetze. Es ist die alte Leier. Der Stern der Mutter in der Gesellschaft erblaßt vor dem aufgehenden Gestirn der Jugend ihrer Tochter, und sie sieht es mit Trauer, mit Neid und Eifersucht. Du, sag mal, kommt so etwas in eurer Gesellschaft vor? Ich weiß es nicht, und gottlob, daß ich es nicht weiß. Kommt es wirklich vor, so sollte man das nicht anders als ironisch, ja mit den schärfsten Waffen der Satire behandeln. Aber unsrer Autorin ist es ein anziehendes Beispiel der Tragik hinschwindender Jugend. Wir sollen Mitleid mit der armen Frau fühlen, weil ihr bewußt wird, daß die Zeit des Aschermittwochs für sie gekommen ist.

Sie war mehrere Jahre der „Star“ der Saison. Unser gutes deutsches Wort „Stern“ reichte für den Glanz der Heldin nicht aus. „Kein Wohlthätigkeitsbazar, kein Künstlerfest fand statt, ohne daß die schöne Wanda (bitte Wanda!) an der Spitze derselben (bitte derselben!) gestanden hatte.“

Da sehe ich meine Vermutung von dem Wert solcher Wohlthätigkeitsveranstaltungen, worauf man Mummenschanz treibt, bestätigt: schöne Frauen wollen als „Star“ an der Spitze stehen, an der Spitze glänzen. „Huldigend, heißt es weiter, umkreiste die Herrenwelt die elegante, geistreiche Frau.“ Und so weiter und so weiter.

Nicht wahr, Vieber? Wanda — das ist ein Name. Ich kann gar nicht sagen, wie mich diese zwei Silben entzücken. Wanda, Wanda . . . Es liegt so etwas Parfümirtes, etwas Geschnücketes, so eine süße Unaufrichtigkeit darin. Etwas Romantischeres, aus einem Roman für einen Roman geschrieben, läßt sich in zwei klangvollen Silben nicht denken. Nein im Ernst! hätte ich eine Tochter, und sie hieße „Wanda,“ und wäre sie am Verhungern — ich müßte sie verstoßen. Tag für Tag hielte ich eine solche Reklame der Seelenschönheit nicht aus. Ich habe es immer für die vornehmere Art gehalten, wenn der Dichter das Gebiet der Malerei respektirt und uns mit ausführlichen Beschreibungen seiner Schönheiten, namentlich seiner Frauenschönheiten, verschont. Ich meine, er soll sich mit Andeutungen begnügen, wie er sie geschickt mit der Handlung zu verbinden weiß, er soll die Phantasie des Lesers nicht um die Freude betrügen, sich selbst ein Porträt seiner Helden zu machen. Es ist überhaupt etwas eignes um Frauen und Frauenschönheit. Ich bin ein altmodischer Kerl, ich glaube noch immer an den Spruch, daß das die besten Frauen sind, von denen man nicht spricht. Ja, ich meine sogar, die sind die schönsten, von deren Schönheit man nicht spricht. Der Reiz des Unbewußten, unbewußt sogar für den Anschauenden, völlig unbewußt für die Angesehene, ist für mich unerläßlich.

Aber so denkt nicht unsre Verfasserin. Weileibe nicht. Ihre Frauen haben das schärfste Pflichtgefühl in ihrem Berufe, „gut auszufehen.“ Nichts wird uns erspart. Wir lernen die runde, weiche Gestalt der Mutter Wanda, ihre roten Korallenlippen, ihre weißen, lückenlosen Zähne, ihre schlanke Taille, ihre vollen,

reichen Formen genau kennen, ohne daß der Versuch gemacht wird, alle diese Schönheitsmerkmale erst dann zu zeigen, wenn sie in Bewegung sind.

Die Verfasserin behauptet, daß sich Wanda trotz ihrer achtunddreißig Jahre „großartig konfervirt hat.“ „Ihre Augen erstrahlen in jugendlichem Feuer.“ Ihrer wiederholten Versicherung müssen wir auch glauben, daß sie „liebenswert und geistreich“ ist, wenn wir auch nichts davon sehen.

Nun kehrt die Tochter zurück ins Elternhaus, selbstverständlich ein Unikum jugendlicher Reize — „blondlockig, mit lachendem, fröhlichem Kindergesicht. Wie im Fluge hatten sich ihr die Herzen der lieben Bekannten und Verwandten zugewandt. Man hätschelte und verzog die kaum erschlossene Mädchenblüte.“

Unsre einfachen Mädchenamen sind natürlich nicht ausreichend für diesen Engel ohne Flügel. Sie hieß Edith. Ihre Liebenswertigkeit ist überwältigend. Die Verfasserin sagt: „Sie betrug sich wie ein Kobold, war zu allem Unfug bereit, neckte alte weißköpfige Onkel und alte Tanten und war dann wieder die Aufmerksamkeit selbst.“ So sind die Redensarten, die uns für die fehlende Phantasie entschädigen sollen. Die Verfasserin sagt es gerade nicht — dazu ist sie zu gebildet —, man sieht aber, daß ihr das Wort in der Feder gestockt hat — Edith war so ausbündig schön und nett, daß alle Welt „hin war.“

Den Vater sehen wir in der ganzen Geschichte nicht. Es wird nur gesagt, daß er ein „genialer Künstler“ ist, und daß er einen regen, geselligen Verkehr liebt. Wir dürfen das aber solcher Versicherungen ungeachtet bezweifeln, da wir ihn niemals in den Gesellschaften sehen. Wäre es anders, er würde uns weniger „genial“ vorkommen. Denn Väter, die arbeiten und arbeiten müssen, die noch andre Pflichten haben, als gut auszusehen und „Star“ zu sein, gehören überhaupt nicht in Erzählungen hinein, worin es nach Schminke und Puder riecht, wo die Seidenkleider durch die Spalten rauschen und knistern.

Es kommt die Aschermittwochsredoute. Jawohl „Redoute.“ Und mit dieser „Redoute“ kommt das Verhängnis für Mutter Wanda. Sie hat schon so etwas geahnt. Als die Tochter im Saal erscheint, deckt ein Nebelschleier ihre Augen, das heißt die Augen, die „noch im Feuer der Jugend erstrahlen.“ Die böse Ahnung beschattete sie schon, als sie Toilette machte. Sie hat deshalb auch besondere Sorgfalt darauf verwandt. „Ein weiches, weißes Hermelinpuder ist auf die vollen, runden Wangen aufgetragen.“ Wir erfahren jetzt ausdrücklich, daß sie nicht zu den ihrer Schönheit unbewußten Frauen gehört. Sie hat sich vor dem Spiegel geprüft und nach den ersten Fältchen unter den Augen geforscht. Beruhigt hat sie den Kopf zurückgeworfen: „Noch nicht, noch war die Jugend nicht entschwunden.“ Noch einmal fühlt sie den Triumph nach, den sie noch vor wenigen Tagen gehabt hat, als der Legationsrat von N. . . (unter einem Legationsrat thun fies selten und ohne Helden von Adel nun gar nicht, das Glück der bürgerlichen Welt besteht in wohlwollender Verwendung als bescheidne Staffage), die Mama Wanda fühlt also noch immer den Triumph von vorgestern, als der Legationsrat von N. auf ihren Rat, doch auch eine Frau zu wählen, erwiderte: „Er habe noch keine Frau gefunden, die ihr (nämlich dem »Star« Wanda) an Geist und Schönheit gleiche, er sei ihr Sklave.“

Die Verfasserin meint damit, eine interessante Bemerkung mitgeteilt zu haben. Es sind mir Beispiele bekannt, daß aus der Frauenwelt geradezu maßlose und für uns unverständliche Entrüstungsrufe laut werden über Ansichten, die mir durchaus gesund erschienen sind. Nun muß ich gestehen: hier reicht mein Verständnis nicht aus. Ich halte es für eine fragwürdige Sittlichkeit, wenn sich mangelhaft belleidete

Frauen im Ballanzuge für Männeraugen zum Gegenstande des Vergnügens hergeben; eine Äußerung wie die des Herrn Legationsrats von R. gegenüber einer verheirateten Frau ist in meinen Augen eine banale Unverschämtheit.

Bei dem Aschermittwochsmaskenfest läuft die junge Schönheit der reifen denn wirklich den Rang ab. Das Aschenbrödelkostüm (darin haben wir die Tochter zu suchen) thut dem Prinzen Karneval (das ist natürlich der Legationsrat) an, die stolze Rumänin (wenn etwas stolz sein soll, darf es um Gottes willen nichts Deutsches sein), die stolze Rumänin (Mutter Wanda mit „dem weichen, weißen Hermelinpuder auf den runden vollen Wangen“) kommt nicht dagegen auf. Schon am folgenden Tage hält der entzückende Legationsrat bei der Alten, deren „Sklave“ er noch vor drei Tagen war, um die Hand der Tochter an. Der Vater bleibt auch hier in der Versenkung. Aschermittwoch hat begonnen, Wanda hat gealtert, eine schwere Thräne perlt über ihre Wangen. Die Dichterin möchte uns gern überreden, auf die verklossene Jugend jener eiteln, gefallsüchtigen Frau auch eine Thräne zu vergießen. Damit hat sie bei mir kein Glück gehabt, vielleicht ist es ihr hier oder da bei ihren Mitschwestern gelungen. Ich kenne die Weiberseele zu wenig, und was ich davon kenne, will es mir nicht so unwahrscheinlich machen.

Und Elsa? warf ich ein.

Liebster — rief der Kleine und packte mich an den Schultern —, was für eine Welt! Hör, wie es mir mit Elsa erging. Ich hatte das Blatt unmutig auf den Kaffeetisch geworfen. Was hast du? fragte die Gütige.

Ich reichte ihr die Zeitung. Dies — sagte ich.

Ich ging — erzählte er weiter — inzwischen in der Frühstücksstube auf und ab. Ja, so eine, redete ich auf mich ein, die laß ich gelten! Die hat noch Sinn für natürliche Einfachheit, für natürliche, edle Weiblichkeit; da sind die alten Tugenden, die man den Weibern nachgerühmt hat, noch nicht ausgegeben. Aber unsre modernen, gefallsüchtigen, oberflächlichen Schriftstellerinnen, die in ungezählten Zeitschriften und Zeitungen dem deutschen Volke die tägliche schöngeistige Litteraturnahrung vorsetzen — schauderhaftes Volk! Diese schmalschultrigen, in Falten und Rüschchen gehüllten Wesen verweißen nicht allein unsre Litteratur, sondern auch unsre Sitten. Wir sollen uns nach ihrem Schönheitsideal, nach ihrem gekünstelten Sittlichkeitsideal richten, wir sollen ihre Götter anbeten, was wir Schafsköpfe von Männern denn auch geduldig thun. Sie machen Anspruch auf die ethische Führung, die Goethe den Frauen zuerkannte, und sehen nicht, daß sie zum Zerrbild der Natur geworden sind. Wir Deutschen haben keinen Überfluß an Kunstkraft; unter diesem litterarischen Weiberregiment werden wir den Nest bald eingebüßt haben. Dazu die fortwährende Verdunklung und Vertauschung von „sittlich“ und „unsittlich“, „wahr“ und „gemacht“! Ihnen fließt täglich die Maxime vom Munde: „Arbeit schändet nicht, Arbeit adelt,“ und in der täglichen Übung predigen sie: „Nichts schändet mehr als Arbeit.“ Seidenkleider, Hermelinpuder, französisch schwagen, der ganze hohle Krimskrams der gesellschaftlichen Ebenbürtigkeit — das alles adelt. Besinne dich die ewig schaffende Natur nicht zuweilen auf ihr Ideal, gäbe es nicht Weiber, wie meine Elsa, die jetzt so überlegen lächelt, natürlich über die elende Geschichte lächelt, man müßte an dem Geschlecht verzweifeln.

Elsa legte das Zeitungsblatt aus der Hand. Ganz reizend!

Bester Freund! Sie sagte wirklich: Ganz reizend. Ich empfand einen Schmerz in der Gegend des Herzens und zugleich ein Aufbäumen dort, wo ich die Galle vermutete. Und dieser Schmerz wurde nicht gestinder, als ich nun hören mußte, worin die Reize dieser Novelle bestünden. Diese Jugendfreude — das Blondhaar — diese

Lebensfreude, worauf die Jugend vor allen Dingen ein Recht habe. Wie poetisch es sei, daß sie über das Alter den Sieg gewinne. Und dann die Behmut, die man der Wanda nachfühle, daß auch sie der Natur ihren Tribut zahlen müsse. Denke dir, Elsa brauchte wörtlich die Phrase: „Der Natur ihren Tribut zahlen.“ Wie rührend das alles sei!

„Der Natur ihren Tribut zahlen,“ wiederholte ich für mich. Ich hätte viel darum gegeben, wenn sich meine Schwester wenigstens nicht durch diese Phrase herabgesetzt hätte. Ich sah sie an — noch immer das alte gütige Gesicht.

Elsa — entgegnete ich, so weich und sanft, wie es mir nur möglich war. — Elsa, wir wollen uns einigen. Wir sind gar nicht die Parteien, wir erfahren nur die Ehre, die ewigen, natürlichen Gegensätze unsrer Geschlechter vorzustellen. Und die sind es allein, die ihre Meinungen austauschen. Aber das kannst und mußt auch du als Frau zugeben, daß Geschichten dieser Art einen Hohn auf die Kunst darstellen, daß sie unsittlich wirken, weil sie das Leben als eine Reihe von Unterhaltungen darstellen, weil sie nur das Vergnügen und niemals die Arbeit idealisieren, weil sie nur die kleinen Herzenskonflikte und die kleinen Leiden der Gesellschaft, nicht aber die ernstesten Kämpfe kennen, bei denen es sich lohnt gerührt zu sein, weil sie Beweggründe und Ziele als berechtigt und sittlich hinstellen, die eigentlich verwerflich sind, die . . .

Ich hätte gern noch mehr gesagt, aber die Arme sah mich mit ganz erschrocknen Augen an, als teile sie mit einem Wahnsinnigen die Zelle.

Ich mußte einlenken.

Elsa — tröstete ich — sei munter! Es kam nur so heraus. Von meinem Standpunkte glaube ich freilich auch jetzt noch recht zu haben. Aber wer weiß, vielleicht dächte ich so wie du, hieße ich Elsa, trüge Unterröcke und hätte ich ein so sanftes Gesicht und eine so reizende Theeschürze, wie du.

Ich nahm alles zurück und flüchtete mich hierher, das verwünschte Zeitungsblatt in der Hand.

Bester Freund, so schloß Gersfried seine Bekenntnisse, das ist das Furchtbare bei dieser Weiberliteratur. Männer und Frauen, wir verstehen uns nicht mehr!

Timm Kröger



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weisheitslehrer. Männer, die unter dem Volke umhergehend, dessen Denken aufzuklären und auf ein Höheres zu richten bestrebt waren, sind zuerst Philosophen genannt worden. Als sie fanden, daß die Masse schwer von Begriffen und durch geistige Interessen schwer zu erregen sei, haben sie sich mehr und mehr auf einen Schülerkreis zurückgezogen, der immer enger wurde, und zuletzt ist aus der Philosophie eine aus spitzfindigen Denkkunststücken bestehende, in unverständlicher Sprache vorgetragene Fachwissenschaft geworden. Die Folge davon war, daß in einer Zeit, der es weder an gewinnbringenden noch an stürmisch aufregenden Interessen fehlt, zuletzt auch dem kleinsten Symmistenbunde die Rekruten zu fehlen begannen, und daß die Philosophen, wenn ihre Wissenschaft nicht zu einer bloßen